

«Jetzt möchte ich das du mit mir gehst»

Von Eva Lia Wyss

• Mehr als 4000 Briefe sind im Zürcher Liebesbriefarchiv gestapelt. Die amourösen Botschaften zeigen den Wandel in Partnerschaft und Gesellschaft

Anna findet beim Aufwachen einen Zettel neben sich: «Madame. Es ist Zeit, Dir einen Liebesbrief zu schreiben. Also ich liebe Dich!» Ach Gott, denkt sie, hoffentlich hat er mir das Regenbogenabo dagelassen. Sie wirft den Zettel in den Papierkorb und geht ins Bad. In den letzten drei Jahren haben sich in meinem Archiv zum Liebesbrief im 20. Jahrhundert 4303 Briefe angesammelt. Das sind etwa drei Kubikmeter. Von den vielen Liebeszetteln, die sich darin finden, ist jedoch kaum einer älter als zwanzig Jahre.

Ob der Zettel auf dem Schreibpult liegt, am Frühstücksjoghurt oder am Spiegelschrank klebt: Er ist jeweils dort, wo er mit Sicherheit gefunden wird. Aber nicht nur der Ort ist festgelegt, sondern auch die Situation, in der man einen Liebeszettel schreibt: Jemand verlässt das Haus und will sich verabschieden. Weil die andere Person nicht da ist oder schläft, schreibt man etwas auf. Bloss eine kleine Notiz auf herumliegendes Papier oder die Rückseite des Bankauszugs. Manchmal ist es ein prosaischer Grund, der zum Schreiben bewegt: «Von mir war nur ein Socken hier. Also nahm ich zwei von Dir. Tschüss bin im Stress», heisst es dann beispielsweise.

Das Verhältnis zu Texten hat sich in den letzten zwanzig Jahren geändert. Kurz, spontan, flüchtig und – wer hätte es gedacht – höflich: Der Liebeszettel ist Gruss oder Abschied, eine Reverenz an die Rituale der Höflichkeit.

Warum schreiben sich Liebende überhaupt Liebeszetteln? Grund dafür sind partnerschaftliche Verhältnisse,

wie sie sich vor allem in den achtziger Jahren entwickelt haben. Frauen und Männer schlafen, aber wohnen nicht zusammen. Stattdessen besuchen sie sich gegenseitig. Ausserdem fühlen sich Frauen nicht mehr verpflichtet, mit ihrem Mann aufzustehen. Liebesbriefe sind also nicht nur sprachliche Erzeugnisse und Zeugnisse der Liebe – in ihren unterschiedlichen Formen zeigen sie auch kulturelle und gesellschaftliche Veränderungen. Liebeszetteln sind ein Beispiel dafür.

In der Liebe spielen Kosenamen eine wichtige Rolle. Sie sind ein Teil des persönlichen Images. Es ist im sozialen Kontakt wichtig, wer wie heisst, wer wem einen Namen gibt oder geben darf. Während Männer im Liebesbrief zunächst schlicht «Lieber», «Geliebter» und «Schatz» heissen, gibt es für Frauen seit jeher eine breite Palette von Kosenamen: Muckelchen, Königskind, Busle, Fisch, Stunggi und Aabäteti. Mitunter kommen sogar Namen mit männlichem Geschlecht vor, wie «Tiger» oder «Zigeuner». Auch Verkleinerungsformen von Namen wie Emmy, Lenaly oder Beni und die Verwandtschaftsbezeichnungen Bub, Fraueli, Mannli dienen ab und zu als Koseformen. Ganz selten liest man in Verlobungsbriefen die Bezeichnungen Mami und Papi.

Männer tragen im 20. Jahrhundert lange keine Kosenamen, weder in der Anrede noch in der Unterschrift. Erst seit den siebziger Jahren dürfen auch Männer im Liebesbrief einen zärtlichen und süssen Kosenamen tragen. Sie heissen nun Apfelbaum, Amor, Banane, Götterfunke, Nereus oder Pash. Die private Sprache ist also nicht frei und individuell, sondern beeinflusst durch Erwartungen und Normen des Zusammenlebens. Die Kommunikation des Paares ist zwar intim, aber nicht eigentlich privat.

Im 19. Jahrhundert ist der Liebesbrief dem jungen Mann aus dem Bürgertum vorbehalten. Er schreibt gekonnt und aufgewühlt sein Liebesgedicht. Das Poetische ist höchster Ausdruck der Leidenschaft. Das «Fräulein» hingegen hält sich zurück und schreibt einen züchtigen Antwortbrief. Dass

Herzensbotschaften:
*Ob mit Maschine oder
von Hand, ob auf
Briefpapier oder Zettel –
die Liebe schreibt immer*

schon die damalige Realität der Erwartung nicht immer folgt, zeigt ein Brief von 1903, in dem eine junge Gelehrtentochter in leidenschaftlichem Stil dem heimlichen Verlobten ihre Träume und Wünsche schildert: «Mein lieber Rudolf! Heute Mittag stahl ich mich ganz leise ins Dörfchen. Von Konstanz konnte ich gleich mit dem Dampfboot heimfahren. Ein nasser Schirm wirbelte einen um den Kopf und die frische Seeluft erfrischte die Sinne, wie gern liess ich diesen Elementen ihr Spiel. Unsagbar wohl wird mir, je näher ich Ermatingen kam. Da find ich für Dein Bild einen vertrauten Rahmen, da haben wir uns gefunden in dieser herrlichen Natur, es liegt eine tiefe Weise darin und bürgt viel mehr für ein schönes, grosses Leben.»

•

Je nach Lebensabschnitt gibt es Vorlieben, die von alterstypischen Liebeskulturen geprägt sind – jedes Lebensalter hat sozusagen seine eigene Liebeskultur. Anlass für einen Liebesbrief im Alter ist beispielsweise der Geburts- oder Hochzeitstag, aber auch der nahende Tod. Man schreibt Briefe voller Erinnerungen, Dank und Ermunterung: «Wir sind über 35 Jahre verheiratet gewesen, haben uns vorher gekannt. Und ich sage Dir: ich liebe dich so sehr wie ich Dich von Anfang an geliebt habe», schreibt ein älterer Mann in den neunziger Jahren.

Liebesbriefe während einer Ehe oder Partnerschaft überbrücken eine als unangenehm empfundene Distanz und handeln von der Traurigkeit über die ungewohnte Trennung durch Militär, Krieg, Arbeit oder Kuraufenthalt. Eine Bäuerin schreibt während des Zweiten Weltkriegs an ihren Ehemann: «Ich möcht halt bei dir sein mein alles du, weis oft rollen halt die Tränen mir so herunter und ich weiss nicht wohin mit all dem Heimweh nach dir.»

Besonders wichtig ist das gegenseitige Erzählen und Rekonstruieren des Alltags: Eine junge Arbeiterin aus der Ostschweiz schreibt Mitte der fünfziger Jahre ihrem Ehemann: «Mir gefällt es gar nicht mehr in der Fabrik. Wenn ich heimkam weinte ich immer. Mir waren zwei Stühle [Webstühle, Anm. d. Autorin] viel zu streng. Ich konnte am Abend kaum mehr stehen. Ich sag-

te es Fischer, jetzt musst mir Strelbel helfen, er begriffe es ganz gut.»

Liebesbriefe sind auch im Zeitalter von Internet und SMS nicht vom Aussterben bedroht. In meiner Sammlung finden sich seitenlange Briefe von Vierzehnjährigen, verfasst nach dem Herumhängen mit der Clique oder nach stundenlangen Telefonaten. Jugendliche formulieren in unromantisch lockerem und freundschaftlichem Ton. Sie besprechen Schule, Familie und Clique, schaffen Missverständnisse aus der Welt und erzählen einander Dinge, die sie im persönlichen Gespräch nicht zu äussern wagen: «Ich versuche jetzt auch mal, Dinge zu schreiben, die ich noch nie jemandem gesagt habe.» Als ob das Gespräch nicht abbrechen sollte, setzt man es in Briefen fort.

Und sogar Kinder schreiben Liebesbriefe. In knappen Sätzen, die während des Unterrichts in den ersten Klassen herumgegeben werden, leiern sie neue Liebschaften an. «Ich habe gehört das Petra dich nicht mehr hat. Jetzt möchte ich das du mit mir gehst.» Die Verhandlungen sind zwar geheim und sollen es auch bleiben: «PS: Schreibe die Antwort und gebe mir sie so das niemand es sieht. Sage es Bitte niemandem.» Auf dem Pausenplatz aber werden die Geheimnisse als Gerüchte weitergegeben und sorgen auch für neue Hierarchien auf dem Schulhof und im Klassenverband. Es war schon immer wichtig, wer wen als Schulschatz hat. Der Liebesbrief wird so zum Auslöser für eine neue «Liebesordnung».

Der Liebesbrief im 20. Jahrhundert – es gibt ihn also doch. Er ist nicht nur ein Brief, er ist auch nicht nur für Erwachsene, und er ist mehr als nur Ausdruck von Liebe.

•

Als Anna aus dem Bad zurückkommt, stutzt sie einen Moment lang, fischt den Liebeszettel aus dem Papierkorb und legt ihn in die Agenda.

• *Eva Lia Wyss*
ist Germanistin und lebt in Zürich.
Für ein Forschungsprojekt an der
Universität sammelt sie seit drei
Jahren Liebesbriefe. Daraus ist das
Zürcher Liebesbriefarchiv
entstanden